Vortrag Schweizerischer Verband für Wohnbau- und Eigentumsförderung (SWE) , Luzern 10.5.2010

So wohnen Kinder und Familien glücklich

Dr. Marco Hüttenmoser
Dokumentationsstelle Kind und Umwelt, Netzwerk Kind und Verkehr

Sehr geehrte Damen und Herren

Ich wohne und arbeite in einer Gemeinde, in der die christlichen Werte betont werden. Da gibt es zwar eine Kabel- und Braunviehgenossenschaft etc., aber von sozialem Wohnungsbau habe ich noch nie etwas gehört. Das Wort „Wohnbaugenossenschaft“ ist ein Fremdwort. Gemeindeeigenes Bauland wird stückweise zu möglichst optimalem Preis an Interessenten für Einfamilienhäuser verschachert. Man möchte ja möglichst nur gute Steuerzahler in der Gemeinde. Das Ergebnis ist jedermann einsichtig und ist schrecklich.

Ich kann an diese Vorbemerkung anknüpfen und verallgemeinern. Während in grösseren Städten die Abgabe von Bauland im Baurecht an Wohnbaugenossenschaften mit dem Ziel mehr günstigen Wohnraum für Familien zu schaffen – etwa in Zürich – ein wichtiges Thema ist, scheint dies in eher ländlichen Gegenden, auch in grösseren Ortschaften nicht, oder immer weniger aktuell zu sein.

Ist die Nachbarschaft tot?

Der im letzten Jahresbericht des SWE festgestellte Rückgang des gemeinnützigen Wohnungsbaus (Hänggi 2010), hat neben ökonomischen Ursachen auch eine ideelle Komponente.

Noch im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts herrschte unter den Architekten und Planern grosser Optimismus: Man könne, so die vorherrschende Meinung, mit baulichen Massnahmen das Zusammenleben in der Gesellschaft und die Nachbarschaft beleben. Dieser Optimismus hat in den letzten Jahrzehnten der Feststellung Platz gemacht, dass „die Nachbarschaft tot sei“ und mit baulichen Massnahmen nicht wiederbelebt werden könne. Dem möchte ich hier widersprechen. Gewiss, wir sind heute mobiler und haben unsere Freunde und Bekannte oft am andern Ende der Stadt oder im nächsten Dorf. Das heisst, wir sind im materiell-räumlichen Sinne nicht mehr auf die unmittelbare Nachbarschaft angewiesen. Die verschiedenen Untersuchungen, die diesen Wandel aufgezeigten haben, machten allerdings den Fehler, dass sie Familien mit Kindern kaum berücksichtigten. Ähnliches lässt sich wohl auch bezüglich älteren Leuten sagen. Die Schlussfolgerung, dass die Nachbarschaft „tot“ sei, war in diesem Sinne voreilig. In zahlreichen neueren Untersuchungen, die die Familie, insbesondere jene mit kleineren Kindern ins Zentrum stellen, zeigt sich, dass Nachbarschaft und die damit verbundenen Hilfe- und Dienstleistungen nach wie vor in grossem Ausmass vorhanden sind und gesellschaftlich eine bedeutende Aufgabe erfüllen. (Hüttenmoser 2003, Sutter-Schurr 2008, Siebel 2009)

Eine Frage zentrale lautet demnach immer noch, wie kann Planung, wie kann Architektur, wie Garten- resp. Landschaftsarchitektur dazu beitragen, dass die Nachbarschaft weiterhin lebt, ja gefördert werden kann. Umgekehrt formuliert, man kann nämlich, wie ich zeigen werde, nachbarschaftliche Beziehungen durch eine entsprechende Gestaltung auch „umbringen“ oder zumindest stark behindern. (ev. BILD: Ausschnitt: einsames Kind im Garten eines EFH)

„So wohnen Kinder und Familien glücklich“, lautet das Thema, zu dem ich hier Stellung nehmen soll. Auch wenn das Ausrufezeichen im Titel fehlt, kann ich dieser anspruchsvollen Aufforderung nicht gerecht werden. Ich werde aber versuchen aus meiner Perspektive zumindest partielle Antworten zu geben.

Im ersten Teil werde ich, eher generell auf die Frage antworten, was Familien für ein Umfeld brauchen, damit sie sich wohl fühlen und die Kinder gesund aufwachsen können. Im zweiten Teil möchte näher darauf eingehen, was dies in baulicher Hinsicht, insbesondere für den Bau von Siedlungen bedeutet.

1. Grundlagen für ein kinder- und familienfreundliches Wohnen

Ich glaube es ist ganz im Sinne Ihrer diesjährigen Zusammenkunft, wenn ich mich in meinen Ausführungen auf den Aussenraum konzentriere, der ja, wie es Editorial des letzten „Bauen und Wohnen“ (Bischof 2010) zutreffend heisst die „Nagelprobe für die Ernsthaftigkeit von familienfreundlichem Planen und Wohnen“ sind.

Grosszügige Innenräume, Wohnungen sind für Familien wichtig. Da besteht kein Zweifel. Hier wurden in den letzten 100 Jahren auch die grössten Fortschritte gemacht. Ganz im Gegensatz dazu muss man, was die Aussenräume betrifft, eher von einem Rückschritt sprechen, der die Familien stark belastet. Eine noch so grosse und gut isolierte Wohnung mit viel Bewegungsfreiheit, genügt auch bei grosser Toleranz der Eltern und der Wohnungsnachbarn für eine gesunde Entwicklung der Kinder nicht. Kinder wollen, sobald sie aufrecht gehen und herumrennen können ins Freie und sie müssen dies auch möglichst rasch unbegleitet tun können. Alles andere schadet nicht nur der gesunden Entwicklung, sondern auch dem Wohlbefinden der Familie. Das gilt auch für Familien, die ihre kleinen Kinder in Krippen oder bei Tagesfamilien etc. betreuen lassen.

Auf Grund einer von mir durchgeführten Nationalfondsuntersuchung in der Stadt Zürich und einer Nachuntersuchung in sieben ländlichen Gemeinden müssen wir davon ausgehen, dass in der Schweiz heute ein Viertel bis zu einem Drittel der Kinder bis im Alter von fünf Jahren Haus und Wohnung nicht mehr unbegleitet verlassen können. (Degen-Zimmermann, Hollenweger und Hüttenmoser, 1992, Hüttenmoser und Degen Zimmermann 1995, Hüttenmoser 1996, Hüttenmoser und Sauter 2002, Sauter und Hüttenmoser 2006)

Die Folgen der stark verbreiteten – im Tierschutz längst verbotenen –Batteriehaltung der Kinder sind gravierend.

In den beiden erwähnten Untersuchungen standen fünfjährige Kinder im Zentrum. Dabei verglichen wir Kinder, die unbegleitet im Freien spielen können, mit Kindern die diese Möglichkeit nicht hatten.

Befragungen der Eltern und der Kindergärtnerinnen wurden ergänzt durch Beobachtungen vor Ort, durch Intensivinterviews mit den Eltern und verschiedene Tests. (Der Zahl der untersuchten Familien schwankte zwischen Befragungen von über 1700 Familien bis zu sehr intensiven Untersuchungen bei 20 Familien)

Wenn ich in der Folge von „guten“ und „schlechten“ Umgebungen spreche, so liegt der Unterschied immer darin, dass in der „guten Umgebung“ die Kinder selbstständig, das heisst ohne Begleitung durch Erwachsene, ins Freie können, in „schlechten Umgebungen“ hingegen nicht.

- Wenn jüngere Kinder nicht unbegleitet in unmittelbarer Umgebung mit andern Kindern spielen können, wird die alltägliche Bewegungs- und Spiel- und Kontaktzeit im Freien mehr als halbiert. Zeitlich gesehen heisst dies, dass ich als Mutter mit meinem Kind, wenn es gut geht, ein bis zwei Stunden ins Freie gehe, etwa auf den nächsten öffentlichen Spielplatz. Können die Kinder selbstständig in Freie, so sind sie 3, 4 und mehr Stunden im Freien.

- Fünfjährige Kinder in der Stadt haben in guten Umgebungen im Schnitt 8,8 Spielkameraden in der Nachbarschaft. Ist die Umgebung schlecht, so sind es noch durchschnittlich 2,4. Ganz ähnlich auf dem Land, wo es allgemein weniger Kinder hat. Hier sinkt die die durchschnittliche Zahl an Spielkameraden von 5,5 auf 2,4.

- Spielen die Kinder selbstständig im Freien, so erhöht sich auch der Kontakt unter den Erwachsenen in der Nachbarschaft: In der Stadt plaudern in guten Umgebungen die Eltern der untersuchten fünfjährigen Kinder durchschnittlich mit 19,2 Personen, in schlechten Umgebungen sind es noch 9,7. Auf dem Land sinkt die Anzahl nachbarschaftlicher Gesprächspartner von einer guten zu einer schlechten Umgebung von durchschnittlich 15,7 auf 8,5 Kontaktpersonen.

- Eine guten Umgebung fördert die nachbarschaftliche Hilfe: In der Stadt haben in einer guten Umgebung 94 Prozent der Eltern fünfjähriger Kinder zumindest eine Betreuungsmöglichkeit in der Nachbarschaft, in einer schlechten Umgebung sind es nicht ganz 70 Prozent. Auf dem Lande sinkt die Verfügbarkeit einer Betreuungsperson von 80 Prozent in einer guten auf 65 Prozent in einer schlechten Umgebung.

- Das Mobilitätsverhalten der jungen Familien wird von einer guten Umgebung nachhaltig beeinflusst: Wo sich die Kinder im Freien selbstständig bewegen können und nicht durch den Strassenverkehr gefährdet sind, bleibt man am Wochenende vermehrt zu Hause. Die Anzahl an Wochenenden für Ausflüge gefahrenen Kilometer vermindert sich in der Stadt wie auf dem Land durch ein gutes Wohnumfeld von durchschnittlich 140 auf 70 Kilometer.

- Eine Intensivuntersuchung in 20 Familien bestätigte, was man auf Grund der erwähnten Ergebnisse erwarten muss: Kinder, die in einem Umgebung aufwachsen, die das unbegleitete Spiel im Freien nicht zulässt, weisen im Alter von 5 Jahren in ihrer motorischen wie sozialen Entwicklung sowie in Bezug auf ihre Selbstständigkeit, deutliche Defizite gegenüber jenen Kindern auf, die in einer guten Umgebung aufwachsen.

2. Kinder- und familienfreundliche Wohnanlagen

Bestimmt haben Sie bereits realisiert, dass diese Ergebnissen *für* den gemeinnützigen Wohnbau, insbesondere den Bau von Siedlungen sprechen. Das ist so. Die Untersuchungsanlage lässt zwar eine präzise Ausscheidung von Siedlungen nicht zu. Teilergebnisse zeigen jedoch, dass 88.2 Prozent der Kinder, die unbegleitet ins Freie können in der nächsten Umgebung Rasen oder Hartplätze vorfinden, auf denen die Kinder spielen können. Bei Kindern, die nicht unbegleitet ins Freie dürfen, ist dies nur bei 32.3 Prozent der Fall.

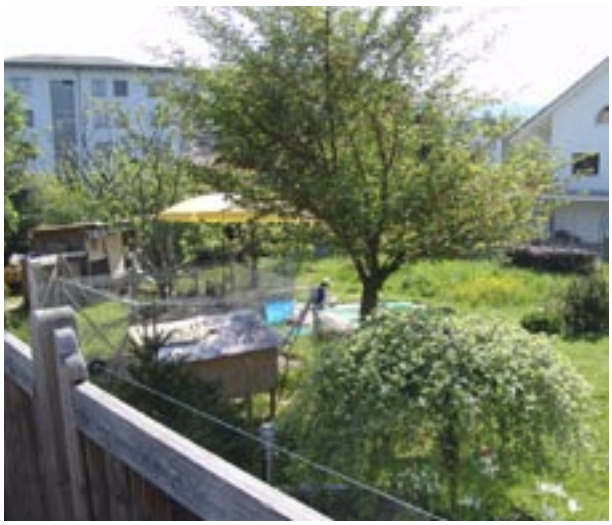
Schuld an den ungünstigen Bedingungen des Aufwachsens ist gemäss Angaben der Eltern der motorisierte Strassenverkehr, der die Häuser und Wohnungen umstellt und umfährt. 76 Prozent der Eltern der Stadtkinder geben an, dass der Strassenverkehr die Hauptursache dafür sei, dass sie ihr fünfjähriges Kind nicht unbegleitet im Freien spielen lassen, auf dem Land bezeichnen sogar 87 Prozent der Eltern den Strassenverkehr das wichtigste Hindernis.

Die Chance über ein vom Strassenverkehr weitgehend geschütztes Wohnumfeld verfügen zu können, das bereits kleine Kinder selbstständig erreichen und bespielen können, ist bei Siedlungen mit Abstand am grössten.

Es mag sie irritiert haben, dass gemäss unseren Untersuchungen auf dem Land mehr Kinder schlechte Wohnumfeldbedingungen vorfinden als in der Stadt. Dazu einige ergänzende Bemerkungen, die ich mit Bildern von einem Spaziergang in der eigenen Wohngemeinde illustrieren möchte.

„Rafael kommt“

Ein junges Ehepaar wünscht sich ein Kind und „Rafael kündet sich an“. (Ich muss hier betonen, dass die gezeigten Bilder keinen konkreten Bezug zu meinen Ausführungen haben!) Die Eltern sind der festen Ansicht, dass ein Einfamilienhaus mit Garten, dem Kind die beste Umgebung bieten würde. Sie ziehen aus der Stadt aufs Land. Der arbeitstätige Mann nimmt einen langen Arbeitsweg in Kauf. Das Haus wird auf gemeindeigenem Land mitten einem Einfamilienhausgebiet gebaut. (Vgl. Bild S.1) Das Kind wächst heran, es spielt, wenn die Mutter im Garten arbeitet, in seinem Sandhaufen. Allein! Andere Kinder hat im Garten keine. Weilt die Mutter im Haus, kommt das Kind nach fünf Minuten wieder in die Wohnung. Viele Mütter in unseren Interviews, die ihre Kinder nicht unbegleitet ins Freie lassen konnten, beklagten sich, dass die Kinder den ganzen Tag am Rockzipfel hängen würden, sie könnten weder in ruhe die Zeitung noch ein Buch lesen. Eine Mutter meinte, ihr Sohn lasse sie nicht einmal allein duschen. So schaffen wir Abhängigkeiten und Überdruss…



„Monika und Beat ziehen um“

Ein zweites Ehepaar, das früher in der Stadt in einer Siedlung mit vielen Kindern wohnte, will ebenfalls aufs Land ziehen. Auch sie wünschen sich ein Haus mit Garten. Sie finden es. (BILD Nr.) Erst mit der Zeit realisieren sie, dass ihre noch kleinen Kinder isoliert sind und im Gegensatz zur Siedlung in der Stadt keine Spielkameraden haben. Das neue Haus befindet sich an einer relativ schmalen Quartierstrasse. Auf der andern Seite der Strasse hat es eine Siedlung mit Kindern und Spielmöglichkeiten. Die eigenen Kinder sind aber noch zu klein, um die Strasse selbstständig zu queren. Es hat zwar nur wenig Verkehr, aber es wird rasch gefahren. Trotz intensiven Bemühungen gelingt es ihnen nicht, die Gemeinde zu bewegen, die Strasse zu beruhigen. Die beiden Kinder bleiben zu Hause sitzen, nicht selten vor dem Fernseher.

Robert hat viele Freunde

Robert wohnt schon längere Zeit auf dem Land in einer Siedlung im 5. Stock eines grösseren Mehrfamilienhauses. Das Wohnen ab dem 3. Stock ist, wie verschiedene Untersuchungen belegen, für Familien mit kleinen Kindern ungünstig. Das heisst, die Kinder finden den Weg allein ins Freie nicht. In unserer Untersuchung in der Stadt Zürich wohnten nur 1.1 Prozent der Kinder, die nicht unbegleitet ins Freie können in einer Parterrewohnung, im dritten Stock und höher wohnten hingegen 40 Prozent dieser Kinder..

Auch Robert hatte lange Zeit Mühe, den Weg zurück in die Wohnung zu finden. Unterdessen hat er sich jedoch daran gewöhnt und hat im Haus und in der Siedlung viele Freunde gefunden, mit denen spielen und sie in ihrer Wohnung besuchen kann. Vor kurzem hat die Hausverwaltung entschieden, dass auch tagsüber alle Haustüren geschlossen bleiben müssen. Die Eltern wollen Robert keinen Schlüssel mit geben, da sie Angst haben, er würde ihn beim Spielen verlieren. Zum Läuten ist er noch zu klein. Auch findet unter den vielen Namen die eigene Hausglocke nicht. Ein Klotz vor der Rufanlage und eine aufgeklebte bunte Blume neben seiner Glocke schafft Abhilfe…

Das Beispiel scheint banal. Ist es aber, wie die folgende Zusammenstellung aus der Stadt Zürich zeigt, keineswegs

Hindernisse beim Hauseingang, die fünfjährige Kinder nicht allein überwinden können			
Art des Hindernisses	Alle Kinder der Stadt Zürich N = 926	allein im Freien spielen N= 483	nicht allein im Freien spielen N = 93
Die Haustüre ist zu schwer	12.5%	7.8%	**29%**
Die Türe nur mit Schlüssel zu öffen	46.6	35.2	**66.7**
Die Klingel ist zu hoch angebracht	15.7	12.4	**27.9**

Wir müssen uns bewusst sein, dass das Wohnen in oberen Stockwerken oder eine ganztags geschlossene Türe, ergänzt durch die fehlende Möglichkeit mit der Mutter oder einer vertrauten Nachbarin Kontakt aufzunehmen, dazu führen kann, dass ein Kind noch ein oder zwei Jahre länger warten muss, bis es allein ins Freie gehen darf.

In unserer Untersuchung auf dem Land haben wir die Frage nach den Problemen beim Hauseingang den Eltern nicht gestellt. Wir glaubten, dass dies nicht nötig sei. Irrtum! Auf dem erwähnten Spaziergang durch meine Wohngemeinde habe ich etwa 25 Mehrfamilienhäusern in verschiedenen Siedlungen kontrolliert. Nur in einer, etwas älteren und vorwiegend von ausländischen Familien bewohnten Siedlung waren die Türen offen. In den übrigen Siedlungen waren von insgesamt 20 Mehrfamilienhäusern nur zwei Eingänge geöffnet. Der Spaziergang fand nachmittags um 17 Uhr statt zu einer Zeit, in der normalerweise viele Kinder im Freien spielen.

Hinterausgänge, die früher recht häufig waren, habe ich ebenfalls nirgends gefunden. Sie wären eine gute Alternative zu geschlossenen Türen bei den Haupteingängen. Der Zwang, dass die Kinder das Haus beim Haupteingang verlassen müssen, führt dazu, dass sie vielfach stark befahrenen Strasse entlang, um das ganze Haus herum, möglicherweise noch über die Einfahrt zu einer Tiefgarage hinweg gehen müssen, um auf das Spielgelände zu gelangen.

Allerdings gilt auch hier wie bei den Haupteingänge: Die Hinterausgänge müssten tagsüber offen sein. Vor kurzem war ich zur Besichtigung einer speziell für Familien gebauten Siedlung in der Stadt Zürich eingeladen. Die Architekten hatten begriffen, dass Hinterausgänge sehr wichtig sind und überall solche eingerichtet. Beim Besuch hing jedoch an allen Hinterausgängen ein Zettel, dass diese geschlossen bleiben müssen. So wünschten es die erwachsenen Bewohner und Bewohnerinnen.

Für die Katze, sehr geehrte Damen und Herren, haben wir die Hauseingangsprobleme längst gelöst! Mein Nachbar hat seiner Katze beigebracht über den Baum auf einer schmalen Brücke zum Fenster zu klettern. (BILD) Die Katze setzt sich hin und wartet geduldig, bis jemand das Fenster öffnet. - Die perfekte Lösung ist natürlich das elektronische Katzentor, das nur die eigene Katze hineinlässt. Wir stellen sehr viele Überlegungen an, wie man Eingangspartien besser gestalten könnte, wo man die Fahrräder und Kinderwagen, die Spielsachen versorgen könnte. Damit Ordnung herrscht, tun wir sehr viel! Nichts dagegen. Ob aber auch die Kinder auch problemlos ein und aus können, interessiert kaum jemand. – Was nützen aber der schönste Park, die besten Spielgeräte im Wohnumfeld, wenn die Kinder sie nur benützen können, wenn sie begleitet werden? Möglicherweise ist es ja auch gar nicht erwünscht, dass jüngere Kinder unbegleitet im Freien spielen. - Zum Schaden einer gesunden Entwicklung!

Spielwege

Wie soll das Wohnumfeld in einer Siedlung möglichst kinder- und familienfreundlich gestaltet werden? Aus der Fülle möglicher Gestaltungsweisen möchte ich zwei herausgreifen. Dazu ein Beispiel vom Hönggerberg in Zürich, das wir untersucht haben. Die Kinder dort geniessen grosse Freiheiten. Sie haben viele Freunde. Der eigentliche Spielplatz ist innerhalb der grosszügig gestalteten Anlage relativ klein. (BILD) Die Gestalter hatten aber die hervorragende Idee, die locker mit Bäumen und Sträuchern bepflanzten Freiflächen vor den Wohnungen mit schmalen Trampelpfaden, ab und zu durchsetzt von Spielgeräten, aufzulockern. Dies hat dazu geführt, dass die Kinder diese Pfade oft gruppenweise spielend regelmässig benutzen.

Dabei begegnen sie auch Erwachsenen, etwa bei Bepflanzen der kleinen Vorgärten. Es entstehen neue Kontaktorte, die von den Kindern gerne aufgesucht werden. Dabei lernen sie etwa, wie man Pflanzen setzt und pflegt.

Ein vergleichbares Beispiel habe ich auch an meinem Wohnort gefunden. Eine der besuchten Siedlungen wurde entlang eines kleinen Baches gebaut. Der Bach wurde beidseitig durch einen mit Bäumen bepflanzen Damm vom Hochwasser geschützt. Er grenzt an den Spielbereich der Kinder. Der kleine Wald auf dem Damm ist heute vollständig mit Trampelpfaden durchsetzt, die die Kinder spielend geschaffen wurden.

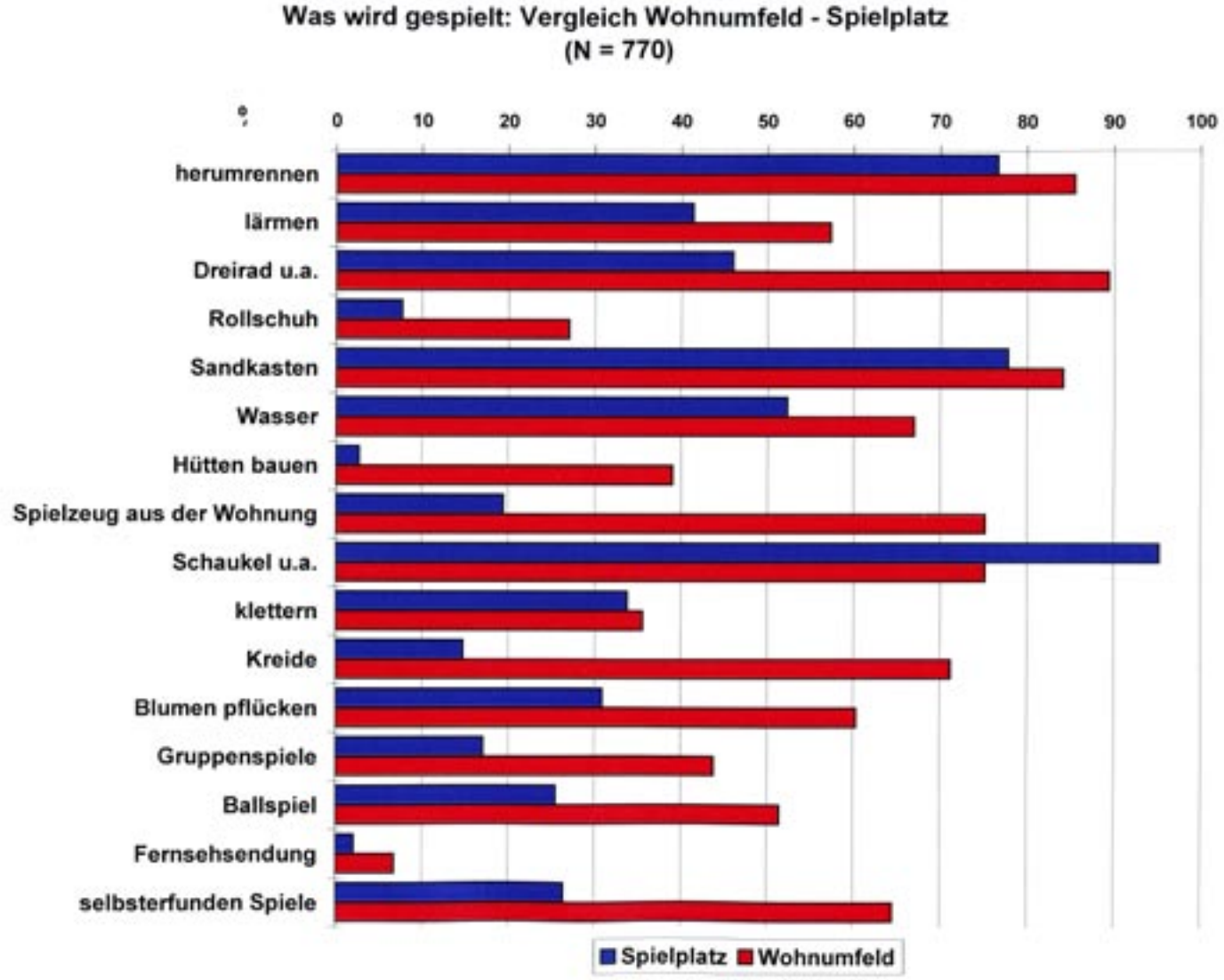
Bei der heute herrschenden Flut an Sicherheitsvorschriften für Spielplätze und Spielgeräte sind naturnahe Umgebungen je länger desto mehr beliebt. In Deutschland verzichtet immer mehr auf die Einrichtung von Spielplätzen und umgibt die Siedlungen mit naturnahen Umgebungen. Diese sind bei den Kindern sehr beliebt, bieten vielfach mehr Möglichkeiten zum Spielen und unterliegen Sicherheitsnormen nicht. (Schemel u.a. 1998)

Spuren im Brachland

Vor vielen Jahren hatte ich die Gelegenheit wie in der Stadt Bordeaux mitzuerleben wie der bestehende Platz eines Schulhauses umgestaltet wurde. Die Planer respektive Planerinnen begnügten sich zunächst damit, sich hinzusetzen und zu beobachten, was die Kinder auf dem Platz tun. Sie fixierten und verstärkten anschliessend an ihre Beobachtungen die verschiedenen Spuren des kindlichen Handelns und gestalteten so den bestehenden Platz allmählich um. Ein ähnliches Vorgehen wurde unterdessen auch von berühmten Architekten wie Lacaton und Vassal aufgenommen und etwa im Projekt „Place Leon Auroc“ ebenfalls in Bordeaux angewandt. (Kniess, Bernd, in: Arnold, Daniel, Nachbarschaft, München 2010) – Man könnte ohne weiteres noch einen Schritt weiter gehen, wenn ein Teil eines Wohnumfeldes als Brachland den Kindern zum Handeln und Spielen frei gegeben würde. Die vorhandenen Spuren könnten, wenn nötig und sinnvoll, von den Kindern mit Hilfe der Erwachsenen sukzessive befestigt werden. Die Möglichkeit zu erneuten Veränderungen müsste erhalten bleiben. (Tschäppeler et al. 2007)

Vergleich verschiedener Spielorte

Interessant ist der Vergleich unterschiedlicher Spielorte. In einer der erwähnten Untersuchungen (Hüttenmoser und Degen-Zimmermann 1995) haben wir insgesamt 770 Eltern, deren Kinder sowohl im Wohnumfeld spielen können wie auch öffentliche Spielplätze besuchen, nach den verschiedenen Aktivitäten der Kinder gefragt.



Die Unterschiede springen ins Auge. Herumgerannt, geklettert und im Sandkasten gespielt, wird an beiden Orten etwa gleich viel. Die vermehrte Benutzung der Schaukel verweist darauf, dass auf öffentlichen Spielplätzen mehr Spielgeräte vorhanden sind als in Wohnumfeldern. (Dies trifft möglicherweise für halbprivate Spielplätze innerhalb einer Siedlung nicht zu.) Eine grössere Anzahl von Spielen, die sehr viel Kooperation unter den Kindern, ein enges Zusammenspiel verlangen und auch

Spiele, die Fantasie anregend wirken, findet auf öffentlichen Spielplätzen kaum statt. Es fehlt dort an kleinen beweglichen Objekten, an Bällen, Kinderfahrzeugen. Hinzukommt, dass man auf öffentlichen Spielplätzen immer wieder andere Kinder antrifft. Auch für Kinder braucht es eine gewisse gegenseitige Vertrautheit innerhalb der Gruppe. Man muss die Eigenheiten seiner Spielpartner kennen, um intensiv miteinander spielen zu können und auch das Risiko eines Konfliktes einzugehen. – Hinzukommt, dass auf öffentlichen Spielplätzen zumeist hinter jedem Kind eine Mutter, eine Grossmutter oder ein Grossvater steht, die dafür sorgen, dass ja nichts passiert und ja kein Streit entsteht.

Dies ist in einem Wohnumfeld, in dem die Kinder selbstständig in Freie können, anders: Hier können die Kinder in die Wohnung gehen und spontan das Spiel mit neuen Objekten bereichern. Man kennt die Kinder der Nachbarschaft genügend und ist fähig, selbstständig Konflikte auszutragen. Eskaliert ein Konflikt, kann man immer noch zur Mutter oder einer vertrauten Nachbarin gehen und sich trösten lassen, um nach ein paar Minuten wieder ins Freie zu eilen.

3. Über die Grenzen hinwegschauen

Schlussfolgerungen und weiterführende Gedanken

Im Zentrum meiner Ausführungen stand der banale aber oft übersehene oder verdrängte Sachverhalt der selbstständigen Erreichbarkeit. Diese ist letztlich entscheidend: Das schönste Wohnumfeld, die beste Spielanlage bringen den Kindern wenig, wenn sie diese nicht unbegleitet erreichen und jederzeit in die Wohnung, das Haus zurückgehen können. Die Erreichbarkeit erst schafft Handlungsfähigkeit, fördert die sozialen und motorischen Fähigkeiten und führt die Kinder schrittweise in die Selbstständigkeit. Diese wirkt sich ihrerseits auf den Familienalltag im Sinne einer grossen Entlastung aus.

Nicht aufgegriffen habe ich in meinen Ausführungen das Problem von Jugendlichen. Sehr oft fehlen für Jugendliche in Siedlungen geeignete Treff- und Spielort. Sie auszugrenzen, ist keine gute Idee. Grundsätzlich möchte ich dazu zwei Dinge anfügen. Der Aktionsradius der Kinder wird mit zunehmendem Alter und in Abhängigkeit von der Verkehrssituation grösser. Ältere Kinder wollen oft nicht mehr im eigenen Wohnumfeld bleiben, sondern weiter entfernt wohnende Freunde aufsuchen und mit diesen ihre Freizeit verbringen. Das kann natürlich für andere Siedlungen zum Problem werden. Grundsätzlich ist anzumerken: Gelingt es in einer Siedlung gut integrierte Kindergruppen zu bilden, wozu ein gutes Wohnumfeld wesentlich beiträgt, so wird sich dies positiv auf den Zusammenhalt unter den grösseren Kindern und Jugendlichen auswirken.

Ein weiteres nicht einfach zu lösendes Problem ist heute der Mangel an Kindern. Wenn wir Familien mit Kindern auf eine ganze Stadt im Sinne einer optimalen Durchmischung nach Alter und Herkunft verteilen, so isolieren wir die einzelne Familie. Siedlungen mit einem grösseren Anteil an familienfreundlichen Wohnungen können hier einen wichtigen Beitrag gegen eine Isolierung bilden. Ein Einfamilienhaus auf dem Land führt hingegen erst recht in die Isolation. Das Ziel heute kann nicht mehr eine optimale Durchmischung sondern muss eine optimierte Durchmischung sein. Das heisst, wir müssen Schwerpunkte schaffen und zugleich Ghettobildungen vermeiden. Das gilt auch für eine einzelne Siedlungen: So halte ich Siedlungen, die ausschliesslich für Familien mit zahlreichen Kindern oder für ältere Leute reserviert sind, nicht für eine gute Idee. Die hier aufgegriffenen Probleme können mit planerisch-baulichen Massnahmen allein nicht gelöst werden. Es braucht grundsätzlich auch eine bessere Beratung insbesondere von jungen Familien bezüglich wohnen. Eine Beratung, die das Wohnumfeld und die Besonderheiten des weiteren Umfeldes mit einbezieht.

Werfen wir abschliessend noch einen Blick auf die Gesamtsituation. Unsere Welt ist weitgehend verbaut. Auch viele Siedlungen und weitere Formen des verdichteten Bauens - von den üblichen Ansammlungen von Einfamilienhäusern rede ich hier gar nicht mehr - genügen den Ansprüchen an ein kinder- und familienfreundliches Wohnumfeld nicht. Für Verbesserungen fehlt oft der nötige Raum oder die Bodenpreise sind zu hoch. Dieser Raum ist jedoch in Strassenräumen, die die Siedlungen umgeben oder durchqueren, oft vorhanden. Das Stichwort heisst „Begegnungszone“. Jede Strasse, die eine Siedlung quert, sollte in eine Begegnungszone umgewandelt werden. Parkfelder müssen aus ihnen verschwinden oder an den Rand der Siedlung versetzt werden. Dasselbe gilt für Quartierstrassen, welche eine Siedlung umgeben. Auch diese sollten dem Spiel und der Begegnung geöffnet werden. Siedlungen sollten und dürfen sich nicht zu stark vom übrigen Quartier abschotten. Solche Strassen wirken, genau wie Spiel- und Freiflächen innerhalb der Siedlung, in hohem Mass integrierend. Die Integration liegt, wie wir in einem neueren Forschungsprojekt festgestellt haben (Sauter und Hüttenmoser 2006) im wörtlichen Sinne „auf der Strasse“ sowie in einem guten Wohnumfeld.

Über die Grenzen der Siedlung hinaus zu blicken sollte man auch bezüglich wichtiger Bedürfnisse junger Familien sowie älterer Leute. Die Betreuung von Kindern durch Tagesfamilien oder durch Krippen ist heute in wachsendem Mass ein grosses Bedürfnis. Deshalb müssen in Abstimmung mit dem Angebot im Quartier grössere Siedlungen Tagesfamilien entgegenkommen und es ermöglichen - eventuell durch Zusammenschluss von Wohnungen-, in der Siedlung kleinere Krippen einzurichten. Beispiele aus München zeigen, dass eine enge Zusammenarbeit von Institutionen der ausserfamiliären Betreuung möglich ist. Diese können Dienstleistungen auch für Familien, die eine Krippe anbieten und wirken sich auf die ganze Siedlung bereichernd aus. (Hüttenmoser 2003) Auch hier gilt, je besser erreichbar solche Einrichtungen sind, umso entlastender wirkt sich dies auf die Familie aus.

Abschliessend möchte ich Ihnen drei Kinderzeichnungen zeigen. Sie verdeutlichen eindrücklich, wie wichtig das Wohnumfeld für die Integration der Kinder in unsere Welt und unsere Gesellschaft ist. Die Bilder stammen von Kindern der Stadt Basel. Aufgabe war, die nähere Umgebung der Wohnung zu zeichnen. Zugleich mussten die Kinder gemeinsam mit der Kindergärtnerin, der Lehrerin oder dem Lehrer hinten auf dem Blatt vermerken, ob sie unbegleitet im Wohnumfeld spielen können oder nicht und wie viele Freunde sie in der Nachbarschaft haben.

Das erste Bild stammt von einem Kind, das nicht allein im Freien spielen darf und keine Freunde in der Nachbarschaft hat. Das Kind, das die zweite Bild anfertigte, kann mit den zwei Kindern in der unmittelbaren Nachbarschaft spielen. Die Häuser, in denen Menschen Wohnen, die das Kind kennt, sind bunt bemalt und gekennzeichnet. Die Häuser auf der gegenüberliegenden Seite der Strasse bleiben unfertig und grau. Das dritte Bild stammt von einem Kind aus einer grösseren Wohnsiedlung mit zahlreichen Freunden.

Literatur

Bischof, K.: „Sempach“ als Steilpass, Bauen – und – Wohnen, Nr. 1, 2010, S. 2Degen-Zimmermann, D., Hollenweger, J. und Hüttenmoser, M. (Projektleitung) (1992): Zwei Welten. Zwischenbericht zum Projekt „Das Kind in der Stadt“, NFP 25, masch. Manus., Muri

Hänggi, R.: Mit geballter Kraft in die Zukunft. Jahresbericht 2009, Schweizerischer Verband für Wohnbau- und Eigentumsförderung SWE, S. 1

Hüttenmoser, M. (1995):Children and Their Living Surroundings: Empirical Investigations into the Significance of Living Surroundings for the Everyday Live and Development of Children, in: Children‘s Environment, Vol. 12, n. 4. pp. 403-413

Literatur (Fortsetzung)

Hüttenmoser, M. und Sauter, D. (2002): Tempo-30-Zonen und die Kinder. Eine Vor- und Nachuntersuchung in Zürich-Leimbach. Masch. Manus. Muri

Hüttenmoser, M. (1996): Kein schöner Land. Ein Vergleich städtischer und ländlicher Wohnumgebungen und ihre Bedeutung für den Alltag und die Entwicklung der Kinder. Und Kinder Nr. 54,1996, S. 21-50, Marie Meierhofer-Institut für das Kind, Zürich

Hüttenmoser, M. (2003): Die Nachbarschaft ist tot – es lebe die Nachbarschaft!, Und Kinder Nr. 72, S. 5 – 15, Marie Meierhofer-Institut für das Kind, Zürich

Hüttenmoser, M.(2004): Das Kind und sein Wohnumfeld. In: Bäschlin, E. (Hrsg.): Wohnort Grossüberbauung. Das Tscharnergut in Bern, Bern, S. 21-27

Hüttenmoser, M., Degen-Zimmermann, D.(1995): Lebensräume für Kinder, Empirische Untersuchungen zur Bedeutung des Wohnumfeldes für den Alltag und die Entwicklung der Kinder. Nationales Forschungsprogramm „Stadt und Verkehr Nr. 70, Zürich

Huwiler, K. (1998): Das soziale Netzwerk von Familien mit Kleinkindern - eine verloren gegangene Ressource?. In: Marie Meierhofer-Institut für das Kind (Hg.): Startbedingungen für Familien, Zürich

Kniess, Bernd und Christopher Dell (2010): „Nachbarschaften“. in: Arnold, Daniel, Nachbarschaft, München

Österreicher, H et. al. 2003: Krippennachbarschaft. In: „Und Kinder“, Nr.72, Dezember 2003, Marie Meierhofer-Institut für das Kind, Zürich

Sauter, D. und Hüttenmoser, M.: Integrationspotenziale im öffentlichen Raum. Nationales Forschungsprogramm(NFP 51), Zürich 2006

Schemel,H.J. 1998: Zur kommunalen Haftung auf naturnahen Spielräumen, In: Schemel, H.J. u.a.: Naturerfahrungsräume – Ein humanökologischer Ansatz zur Sicherung von naturnaher Erholung in Stadt und Land. Reihe „Angewandte Landschaftsökologie“, Bd. 19, Bundesamt f. Naturschutz (Hrsg.), Münster, 214 ff.

Siebel, Walter, 2010: Ist Nachbarschaft noch möglich?, In: Arnold, Daniel, Nachbarschaft, München

Sutter-Schurr, Heidi, 2008: Freiräume in neuen Wohnsiedlungen: Lehren aus der Vergangenheit – Qualitäten für die Zukunft? Diss. Technische Hochschule Aachen

Tschäppeler, S. u.a. 2007: Brachland. Urbane Freiräume neu entdecken. Bern

Muri, den 4. Mai 2010